

stellern und Künstlern «der Moderne» ediert werden. Die einzelnen Bände wollen jeweils eine *besonders prägnante Epoche im Leben der Briefschreiber* festhalten, die «Wendepunkte» bedeuten. Den Auftakt bildete ein Briefwechsel zwischen Richard Wagner und seinem Verehrer König Ludwig von Bayern. Korrespondenzen zwischen den Malern Pierre Bonnard und Henri Matisse, zwischen Wassily Kandinsky und dem Wiener Komponisten Arnold Schönberg folgten. Mit dem nun vorliegenden sechsten Bändchen wird erstmals der Briefwechsel zweier Poeten aufgegriffen. Zwar wird man sie kaum wie die bisher behandelten Künstler zur «Moderne» zählen können, ihre hier veröffentlichten Briefe, Tagebucheinträge, Dichtungen lesen sich jedoch außerordentlich spannend, sind keineswegs verstaubt, sondern durchaus «modern».

Die beiden gleichaltrigen Eduard Mörike (1804–1875) und Wilhelm Waiblinger (1804–1830) waren schon Brief Freunde, bevor sie beide 1824 im Evangelischen Stift zu Tübingen Aufnahme fanden. Die bis dahin gemachten unterschiedlichen Lebenserfahrungen – Waiblinger besuchte das Stuttgarter Gymnasium, verkehrte mit Künstlern, war «welterfahren» und «genialisch», Mörike war Uracher Klosterschüler, bewacht, behütet, minuziöser Zeitplanung unterworfen – führten im Stift zunächst zu einer stürmischen Freundschaft, die sich vor allem auf die gemeinsame Leidenschaft des Dichtens stützte. Die Träume Eduard Mörikes von einer anderen Welt, von Orplid, dem *Land das ferne leuchtet*, verbanden sich mit den von Liebesnächten und Besäufnissen geprägten Phantasien Waiblingers. Die Intensität dieser Freundschaft, die Bereitschaft einander *alles zu sagen und alles zu hören*, wurde schließlich zur Belastung des freundschaftlichen Verhältnisses.

Im Leben beider brachten die Jahre 1824 und 1825 eine Krise, die über beider Leben entschied. Der rebellische und provozierende Waiblinger geriet mit der akademischen und bürgerlichen Welt in Konflikt, wurde vom Stift suspendiert, ging außer Landes und starb 1830 in Rom. Sein dichterisches Werk ist heute weitgehend vergessen und an den «Rand der deutschen Literaturgeschichte» gerückt. Der eher angepaßte Mörike wurde – wenngleich nur mit mäßigem Erfolg – Pfarrer, später Lehrer und starb 1875 als angesehener Dichter. Bis heute ist sein literarischer Rang unbestritten. Sein Werk, vor allem aber seine Gedichte, nehmen in der deutschen Lyrik einen herausragenden Platz ein.

Der Band versammelt Dokumente der Freundschaft: Briefe der beiden Freunde, Auszüge aus Waiblingers Tagebüchern, einige Briefe anderer Freunde, acht die biographische Situation erhellende Gedichte und einige – Jahrzehnte später verfaßte – Rückblicke. Das alles liest sich spannend, dicht, fast wie ein Roman. Konsequenterweise, aber vielleicht doch schade ist es, daß die dichterische Auseinandersetzung späterer Zeiten mit dieser Freundschaft – man denke an Hermann Hesses *Presselsches Gartenhaus* oder an Peter Härtlings *Waiblingers Augen* – nicht berücksichtigt wurde.

Wilfried Setzler

JOACHIM HAHN: **Jüdisches Leben in Esslingen.** Geschichte, Quellen und Dokumentation. (Esslinger Studien, Band 14). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1994. 543 Seiten mit 176 Abbildungen. Pappband DM 60,-

PETER FASSL (Hrsg.): **Geschichte und Kultur der Juden in Schwaben.** Wissenschaftliche Tagung der Heimatpflege des Bezirks Schwaben in Zusammenarbeit mit der Schwabenakademie Irsee am 14./15. Oktober 1989 in Irsee. (Irseer Schriften, Band 2). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1994. 186 Seiten mit acht Abbildungen. Broschur DM 44,-

ABRAHAM P. KUSTERMANN und DIETER R. BAUER (Hrsg.): **Jüdisches Leben im Bodenseeraum.** Zur Geschichte des alemannischen Judentums mit Thesen zum christlich-jüdischen Gespräch. Schwabenverlag Ostfildern 1994. 300 Seiten mit 26 Abbildungen. Paperback DM 48,-

Es ist unsere Ordnung und letzter Wille, daß furohin unsere Erben in unserer Herrschaft keinen Juden sich ansässig machen oder ein Gewerbe treiben lassen. Die Bestimmung Eberhards im Bart aus seinem Testament von 1492 sorgte dafür, daß seit der Mitte des 16. Jahrhunderts im württembergischen Gebiet sämtliche jüdischen Gemeinden vertrieben und aufgelöst wurden. Auch nahezu alle Reichsstädte setzten ihren Judengemeinden ein Ende. Für Esslingen, wo es nach Ausweis der Reichssteuerverzeichnisse schon 1241 eine blühende Judengemeinde gegeben hat, bedeutete das – nach der Pestvertreibung von 1348 und einer vorübergehenden Niederlassung im 15. Jahrhundert – das Ende einer dritten Judengemeinde. Von nun an waren Juden für nahezu 300 Jahre auf württembergischem Gebiet wie in den meisten Reichsstädten nur noch in Einzelfällen und gegen Zahlung eines erheblichen «Leibzolls» geduldet, denn vollständig wollte und konnte man auf die innovative Wirtschaftskraft der jüdischen Händler und Bankiers nicht verzichten.

Der allgemeine Zustand der Ausschließung und strikten Trennung in Einwohner unterschiedlichen Rechts änderte sich erst, als die Gesetzgebung des zum Königreich erhobenen Württemberg unter dem Einfluß der Französischen Revolution Juden – langsam und zögerlich – von Sonderregelungen befreite und sie 1864 den nichtjüdischen Bürgern gleichstellte. Damit begann, wie **Joachim Hahn** in seiner umfangreichen Monographie am Beispiel von Esslingen kenntnisreich und auf breiter Quellen- und Literaturbasis belegt, ein Aufstieg ohne Beispiel. *Durch die Juden geht dem hiesigen Handelsstand ein nicht zu berechnender Schaden zu*, hatte zwar noch 1815 der von Konkurrenzfurcht geplagte Esslinger Magistrat gegen eine Niederlassung von Juden eingewandt: Doch bald darauf schon erlebten die Esslinger, daß gerade die wirtschaftliche Erfahrung, das Kapital und der unternehmerische Mut der jüdischen Geschäftsleute nicht unwesentlich dazu beitrug, daß sich ihre Stadt zur führenden Industriestadt im Neckarraum entwickelte.

Erstaunlich selbstbewußt kämpfte in dieser Zeit die jüdische Gemeinde um ihre bürgerliche Gleichstellung. Esslinger Juden und Jüdinnen engagierten sich in den bür-

gerlichen Vereinen und in der Kommunalpolitik, sie waren *integriert und beheimatet* in der Stadt. Der Esslinger Oberamtmann Karl von Pistorius empfahl sogar schon in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts – seiner und wohl manchmal auch noch unserer Zeit damit weit voraus –, Ehen zwischen Juden und Nichtjuden zuzulassen. Viel erfährt der Leser über die innere Organisation der jüdischen Gemeinde, über Synagoge, Rabbinat, Schulen und die «Wilhelmspflege», das Israelitische Waisenhaus. Weniger über die innergemeindlichen Auseinandersetzungen, über die mit der Selbstverständlichkeit der Mehrheitskultur geforderte Assimilation und die damit verbundene Aufgabe eigener, jüdischer Identität, kaum etwas von dem andernorts sich seit den 1880er Jahren wieder bemerkbar machenden Antisemitismus. Hahn, der schon in vielen Veröffentlichungen sein großes Wissen über die jüdische Geschichte Baden-Württembergs unter Beweis gestellt hat, zeichnet mit seinen detailreichen Schilderungen das Bild eines *relativ problemlosen Mit- und Nebeneinander*, dem erst die Rassenpolitik der Nationalsozialisten mit ihrer schrittweisen Entrechtung und Verfolgung bis hin zu den Deportationen in die Vernichtungslager 1941 und 1942 ein grausames Ende setzte.

Ein umfassender Quellen- und Dokumentenanhang mit vielen Schwarz-Weiß-Abbildungen ergänzt die fundierte historische Darstellung. Unverständlicherweise fehlt ihm allerdings ein Ortsregister, das doch die Auswertung der vielen Querverweise zu Juden anderer Gemeinden erst ermöglicht. Ansonsten enthalten die letzten 300 Seiten so nützliche Angaben und hilfreiche Listen wie die Kurzbiographien aller Esslinger Juden, die Auflistung sämtlicher Bewohner des jüdischen Waisenhauses «Wilhelmspflege» oder der jüdischen Patienten der Privatklinik Kenneburg, schließlich auch die Wiedergabe und Übersetzung aller Grabinschriften. Nicht zuletzt dieser Anhang macht das Buch, das auch die Versuche der Wiederbegegnungen nach 1945 bis hin zum zentralen Aufnahmelager Baden-Württembergs für Juden aus den GUS-Ländern in Esslingen einschließt, eher zu einem Arbeits- als zu einem Lesebuch, ganz sicher aber zu einer unentbehrlichen Grundlage für alle, die sich umfassend über jüdisches Leben in Esslingen informieren wollen.

Liegt der Schwerpunkt der Hahnschen Darstellung auf der Entwicklung eines assimilierten, städtischen Judentums im 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts, so beleuchten die beiden anderen, jeweils aus Tagungen hervorgegangenen Bände das Leben der südwestdeutschen Juden auf dem Land. Dort, in den Dörfern und kleinen Landstädten der meist ritterschaftlichen Gebiete, waren die am Ende des Mittelalters aus den Reichsstädten und aus Württemberg, ebenso aus Bayerisch-Schwaben vertriebenen Juden mehr oder weniger bereitwillig aufgenommen worden, besserten sie mit ihrem «Schutzgeld» doch die Finanzsituation der kleinen Herrschaften erheblich auf. Abseits der großen Städte und ihrer Bedingungen hat sich hier als spezifische Ausformung jüdischen Lebens das Landjudentum entwickelt. Neben den so wirksam und bekannt gewordenen Formen des modernen Judentums, das nahezu zum Synonym für urbanes

Leben geworden ist, und dem Leben der Ostjuden im «Stettl» ist diese eigenständige Form jüdischer Kultur nahezu in Vergessenheit geraten. Und dennoch war sie für nahezu 300 Jahre die in Süd(west)deutschland typische Form jüdischen Lebens. Man muß sich klarmachen, daß 1817 noch mehr als 90 Prozent aller Juden Württembergs auf dem Land oder in kleinen Städten lebten. Erst die «Landflucht» im Gefolge der Freizügigkeit und der rechtlichen Gleichstellung setzte dieser Lebenswelt durch Auswanderung nach Amerika oder Abwanderung in die großen Städte im letzten Drittel des Jahrhunderts ein Ende. Freilich begann damit der beispiellose Aufstieg eines modernen, städtischen Judentums, dem das Landjudentum selber nun schnell als überholte Lebensform erschien. Auch die verdienstvolle Berliner Ausstellung über «jüdische Lebenswelten» 1992 hat sich mit dem Landjudentum nicht befaßt. Erst in jüngster Zeit wurde, nicht zuletzt durch die Arbeiten von Monika Richarz, auf seine Bedeutung aufmerksam gemacht und zu weiteren Forschungen und Studien angeregt.

In diesem Forschungszusammenhang stehen die von **Peter Fassl** herausgegebenen Aufsätze zur Geschichte und Kultur der Juden in Schwaben, worunter Bayerisch-Schwaben gemeint ist, und die von **Abraham P. Kustermann** und **Dieter R. Bauer** herausgegebenen Beiträge über jüdisches Leben im Bodenseeraum. Beide Aufsatzsammlungen entfalten detailliert, wenn auch nicht immer einhellig, das Bild einer dörflichen jüdischen Bevölkerung, für die der Bodenseeraum bzw. Schwaben Heimat war. Hier lebten sie geachtet und respektiert, aber auch mit normalen nachbarlichen Konflikten mit ihren nichtjüdischen Nachbarn zusammen. Das allmählich selbstverständlich gewordene Auskommen belegen eindrucksvoll vor allem Lokalstudien über die sogenannten Judendörfer. So Karin Sommer mit ihrer Arbeit über das schwäbische Altenstadt, wo der Anteil der Juden 1807 mit 360 Personen mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachte, und Ernst Schäll für das württembergische Laupheim, das nicht zuletzt der Aktivität und dem Gewerbefleiß seiner jüdischen Einwohner 1865 die Stadterhebung verdankte. Auch die anderen Beiträge, mögen sie sich mit der Bildungs- und Schulgeschichte, mit der Binnenentwicklung der jüdischen Landgemeinden im 19. Jahrhundert, mit den «Judenmägden» und dem Vereinswesen bzw. der politischen Partizipation oder mit der Einbindung in die nichtjüdische Gesellschaft befassen, tragen Baustein für Baustein das Bild eines *auskömmlichen Mit-einander* zusammen.

Literarisch festgehalten hat diese mit dem Zugeständnis der Freizügigkeit und staatsrechtlichen Gleichstellung untergegangene Welt der alemannische Erzähler Jacob Picard. In seinem von nostalgischer Verklärung nicht mehr ganz freien Rückblick setzte er zu Anfang unseres Jahrhunderts diesem halb bäuerlichen, selbstbewußten, heimatverbundenen und traditionsverhafteten Judentum ein literarisches Denkmal. Seine von Manfred Bosch klug eingeleitete Erzählung über den durch den Schwarzwald wandernden Handelsmann Hirsch Bernheim schildert, wie der 1976 verstorbene Erzähler schreibt, ein *unserviles*

und ungeschwächtes, aufrechtes Volk, in dem keiner mehr gebeugt ging, als trüge er noch immer die Last eines Warenpacks über die Schultern, so als sei es die Vergangenheit selbst. Die übrigen Beiträge, die sich unter anderem mit der Architektur und der Kunst in den jüdischen Gemeinden befassen und den Erhalt der letzten steinernen Zeugnisse anmahnen, ergänzen das Bild einer einstmals kulturell reichen und lebendigen Lebenswelt.

Daß die kenntnisreich freigelegten Spuren des ehemaligen Beziehungsreichtums und die wiederentdeckte einstige kulturelle Vitalität des alemannischen Judentums die Last unserer Geschichte, besonderes der jüngeren, nicht tilgen kann, machen die Beiträge zur wirtschaftlichen Verdrängung und regionalen Verfolgungsgeschichte bitter klar. Auch das jüdische Leben in Schwaben und im Bodenseegebiet ging unter in Vertreibung und Völkermord. Wie sehr aber auch nach dem Ende des Nationalsozialismus Erinnerung vergessen, verdrängt und verschüttet wurde, verdeutlichen vor allem die in den Beiträgen über die Synagogenarchitektur genannten Abrißdaten von Synagogen nach 1945. Im schwäbischen Wallerstein wurde die 1938 demolierte Synagoge sogar erst 1980 abgetragen! Solche Nachkriegszerstörungen oder Umnutzungen enthüllen eine Ignoranz und Blindheit dem eigenen Erbe gegenüber, die die skeptischen Thesen des württembergischen Landesrabbiners über den seiner Meinung nach unmöglichen Dialog zwischen Christen und Juden verständlich machen.

Gut, daß dann doch auch von Institutionen berichtet werden kann, die wie das «jüdische Museum Hohenems» mit ihrer nüchternen Dokumentation Informationen vermitteln, Erinnerungen wachhalten und das Bewußtsein wecken, etwas Wertvolles verloren zu haben. Auch die besprochenen Bücher leisten beispielhaft einen solch dringend notwendigen Beitrag zur Entwicklung einer «anamnetischen Kultur», die der doppelten Vernichtung – zuerst durch den massenhaften Mord, dann durch das Auslöschen der Erinnerung daran und an das, was vorher war – den lebendigen Geist und die widerständige Kraft des Gedächtnisses entgegenhält. Deshalb sind ihnen möglichst viele Leserinnen und Leser zu wünschen, die dieser Einladung zur Wiederentdeckung folgen.

Benigna Schönhagen

Der jüdische Friedhof Wankheim. Dokumentiert von FROWALD GIL HÜTTENMEISTER in Zusammenarbeit mit ELKE MAIER und JAN MAIER. (Beiträge zur Tübinger Geschichte, Band 7). Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1995. 304 Seiten mit 143 Abbildungen und fünf Karten. Pappband DM 48,-

Ohne die Juden, wieviel mehr hätten wir Ruhe, jammerte der Wankheimer Gemeinderat 1843 vor dem Königlichen Oberamt Tübingen, um dessen Zustimmung für einen horrend überzogenen Verkaufspreis für den jüdischen Friedhof zu erhalten. Den vier Vorstehern der Wankhei-

mer Judengemeinde nutzte ihr erstaunlich selbstbewußter Protest gegen den «Religionshaß» des Gemeinderats wenig. Sie mußten sich den Forderungen fügen und nach fast fünfjähriger Auseinandersetzung schließlich 1848 die verlangten 200 Gulden aufbringen. Damit ging das seit 1774 als Begräbnisstätte genutzte Ödland oberhalb der Schinderklinge, abseits der heutigen Schnellstraße von Tübingen nach Reutlingen, in den Besitz der damals seit rund einem halben Jahrhundert bestehenden Wankheimer Judengemeinde über.

Auch als bald darauf im Gefolge von Emanzipation und bürgerlicher Gleichstellung Juden in die mehr Möglichkeiten bietenden Städte zogen und 1887 die letzte Jüdin Wankheim verließ, trugen die neu entstandenen jüdischen Gemeinden von Tübingen und Reutlingen weiterhin ihre Toten hier zu Grabe, auf diesem guten Ort oder Haus des Lebens, wie in der auferstehungsorientierten jüdischen Tradition der Friedhof heißt. Heute, nach Holocaust und zerstörerischem Umgang mit dem Erbe, gehören die 140 erhaltenen Grabsteine des Wankheimer Friedhofs zu den wichtigsten Zeugnissen jüdischen Lebens in unserem Raum. Es sind freilich gefährdete Zeugnisse. An den Grabmalen, die anders als auf christlichen Friedhöfen nie aufgelassen werden, nagt der Zahn der Zeit. Es sind aber nicht nur Luftverschmutzung und saurer Regen, die den anfälligen Kalk- und Sandsteinen zusetzen. Die größten Zerstörungen stammen von Menschenhand. Dreimal wurde dieser Friedhof seit 1945 geschändet; zuletzt in der Neujahrsnacht 1990.

Angesichts solcher Zerstörungen ist es das Verdienst Gil Hüttenmeisters, die erhaltenen Grabdenkmäler erfaßt und in klaren Fotografien dokumentiert zu haben. In Zusammenarbeit mit Elke und Jan Maier sowie einigen Studenten hat der Tübinger Judaist die hebräischen Inschriften entziffert und übersetzt, die vielen Abkürzungen entschlüsselt, die vom christlichen Kalender abweichenden jüdischen Datumsangaben aufgelöst, zudem sämtliche Grabinschriften ediert. Mit einer Fülle von zusätzlichen Angaben zu den einzelnen Toten verknüpft, entstand so eine datenreiche und informationspralle Dokumentation über die Toten des Wankheimer Friedhofs. Zwölf Register und fünf Karten helfen, die Datenfülle und Querverweise des vom Kulturstadtrat der Stadt Tübingen herausgegebenen Bandes zu nutzen.

Blättert man in dem sorgfältig ausgestatteten Buch, so kann man nachvollziehen, wie die schlichten Grabsteine im Lauf des 19. Jahrhunderts zunehmend aufwendiger gestaltet wurden, auch wenn figürliche Darstellungen wie die trauernden Engel auf christlichen Friedhöfen fehlen. Auch symbolische Hinweise auf die Stellung des Verstorbenen innerhalb der jüdischen Gemeinde findet man kaum. Unübersehbar ist die wachsende Angleichung an die Grabkultur der christlichen Mehrheit. Seit der Mitte des letzten Jahrhunderts verdrängen deutsche Inschriften, oft anrührend blumenreich, die hebräischen Texte. Schließlich fehlen sogar die zwei hebräischen Buchstaben, die für die Abkürzung *hier liegt begraben* stehen. Ausdruck einer fortschreitenden Assimilierung sind ferner das Fehlen des für die jüdische Tradition so bezeichnen-